

Zeitschrift: Bulletin CILA : organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Herausgeber: Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Band: - (1991)

Heft: 54: 700 ans de contacts linguistiques en Suisse

Artikel: "... also schon mal die Grammatik ist nicht da..." : Erfahrungen aus drei Semestern Lehrtätigkeit in alemannischer Dialektologie an der Universität Genf

Autor: Christen, Helen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-978049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

« . . . also schon mal die Grammatik ist nicht da . . . »¹: Erfahrungen aus drei Semestern Lehrtätigkeit in alemannischer Dialektologie an der Universität Genf

1. Einleitung

Seit dem Wintersemester 1989/90 habe ich am Département de langue et littérature allemandes der Universität Genf einen Lehrauftrag für alemannische Dialektologie (!) und Soziolinguistik mit einem Lehrdeputat von vier Wochenstunden. Ein derartiger Lehrauftrag steht in der Schweizer Universitätslandschaft einzigartig da. Dass dieser Lehrauftrag ausgerechnet in der französischsprachigen Schweiz besteht, verpflichtet: gerade da gewisse Spannungen, die zwischen Deutschschweiz und Romandie bestehen, nicht selten auf dem Rücken der Sprachen- oder vielmehr Mundartenfrage ausgetragen werden, kann im universitären Unterricht die Chance genutzt werden, um die Vorurteile, die gegen das Schweizerdeutsche bestehen, abzubauen und ein gewisses Verständnis für die (sprachlich) «andere» Deutschschweiz zu fördern. Ich verstehe meine Genfer Lehrverpflichtungen als einen institutionalisierten Fingerzeig zu einer besseren Verständigung innerhalb der schweizerischen Sprachgruppen.

Die Genfer Germanistik mit ungefähr 300 Studierenden ist klar als Fremdsprachenphilologie konzipiert, obwohl nicht von einem rein frankophonen Studentenkreis ausgegangen werden kann (siehe unten). Die wissenschaftliche Annäherung an den Objektbereich der Germanistik ist ein Teil des Studiums, der andere besteht – insbesondere bei Studienbeginn – auch in der Perfektionierung der Deutschkenntnisse, die für einen erfolgreichen Studienabschluss unabdingbare Voraussetzung sind: nicht nur bei den schriftlichen Arbeiten ist Deutsch verlangt, auch der universitäre Unterricht und die Prüfungen werden in deutscher Standardsprache gehalten. Zum Studium gehören daher praktische Sprachkurse, die die Verbesserung der Standardkompetenz zum erklärten Ziel haben.

Dass unter den erschwerten Bedingungen einer Fremdsprachenlinguistik die Beschäftigung mit nicht-standardisierten Varietäten nur eine zweit-rangige Rolle spielt, spielen kann, versteht sich von selbst. Aus der Perspektive der Studierenden ist es am ökonomischsten, Veranstaltungen zu belegen, deren wissenschaftliches Objekt die Standardsprache ist und von

1 Zitat aus einer Gesprächsrunde von Genfer Studierenden über die schweizerische Sprachsituation, die von einer Studentin zu gesprächsanalytischen Zwecken im Wintersemester 1990/91 aufgezeichnet und transkribiert worden ist.

denen man sich gleichzeitig einen kompetenzerweiternden Kontakt mit der Standardsprache verspricht. Die Aneignung von zusätzlichem Wissen, das als Ballast und als Verwirrung stiftend auf dem Weg zur Standardsprache empfunden werden könnte, ist ein Luxus, den man sich neben den Obligationen nicht unbedingt leistet. Die eher praktischen Einwände, die die Studenten vielleicht vom Besuch von universitären Veranstaltungen mit variationslinguistischer Thematik abzuhalten vermögen, können unterstützt werden durch negative Einstellungen, die zu dialektalen und anderen Varianten möglicherweise bestehen und die gerade den Romands gerne nachgesagt werden. Zwar kann bei Studierenden der Germanistik von ganz besonderen Voraussetzungen ausgegangen werden: zumindest gegenüber der deutschen Standardsprache sind positive Einstellungen vorhanden, die das Germanistik-Studium ja gerade bedingen. Was allerdings die übrigen deutschen Varietäten betrifft, ist die sprachliche Einstellung nicht von vorneherein gegeben, negative Haltungen können jedenfalls nicht ausgeschlossen werden.

Meinen dialektologischen Lehrverpflichtungen bin ich in den ersten drei Semestern mit den folgenden Themen nachgekommen: *Die Dialekte der deutschsprachigen Schweiz, Mundart und Standard in der deutschsprachigen Schweiz, Die schweizerdeutschen Dialekte als Schriftsprachen, Die Morphologie der schweizerdeutschen Dialekte*. Prinzipiell waren diese Veranstaltungen für alle Studierenden an der Abteilung für deutsche Sprache und Literatur offen: man musste beispielsweise keine eigenen Dialektkenntnisse mitbringen. Das Angebot konnte zwischen sieben und zwölf Interessierte zur Teilnahme mobilisieren; einige haben mehrere Kurse besucht, so dass sich in den ersten drei Semestern meiner Lehrtätigkeit rund dreissig Studierende, also etwa zehn Prozent der Genfer Germanisten, mit Dialektologie beschäftigt haben². Eine Reihe von Studenten und Studentinnen hat Semesterarbeiten zu dialektologischen Themen verfasst oder Prüfungen mit dialektologischem Schwerpunkt abgelegt. Eine studienabschliessende Arbeit (*travail de mémoire*) mit dialektologischer Ausrichtung liegt bereits vor³, drei weitere sind in Vorbereitung.

Wer sind nun diese Studierenden, die sich in einer französischsprachigen schweizerischen Universitätsstadt ausgerechnet für alemannische Dialektologie interessieren, welche Motive führen sie in Veranstaltungen zu diesem Themenbereich und welchen Gewinn ziehen sie aus dem Besuch dialek-

2 Der andere Teil des Lehrauftrags ist für soziolinguistische Themen reserviert. Die Teilnehmerzahl in diesen Veranstaltungen ist eher grösser.

3 BUCHLI, Sandrine (1990): *Der deutschschweizerische Sprachgebrauch in der Schule: zwischen Dialekt und Standardsprache*. Unveröff. *mémoire*-Arbeit. Genf.

tologischer Veranstaltungen? Im weiteren fragt sich, ob von solchen Veranstaltungen überhaupt Auswirkungen auf das Sprachleben, insbesondere auf das schweizerische Sprachleben zu erwarten sind. Um auf diese Fragen nicht bloss eine durch mein subjektives Erleben beeinflusste Antwort zu erhalten, haben alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der dialektologischen Veranstaltungen einen Fragebogen erhalten⁴, der vorallem die Daten der persönlichen Sprachbiographie, die geographische Herkunft und die Gründe für das dialektologische Interesse erheben sollte.

2. Die sprachliche Situierung der Studierenden

Student/ Studentin	Kinderzeit/ Schulzeit verbracht in:	«Mutter- sprache»	Herkunft der Eltern	Herkunft der Grosseltern	Schweizer- deutsch- Kompetenz	andere Dialekt- kompetenz
1	D-CH	CH-D/D/F	D-CH	D-CH	a/p	
2	D-CH	D/CH-D	D-CH/A	D-CH/I/A/CSFR	a/p	
3	F-CH	F	D-CH	D-CH	a/p	
4	A	D	A	A	p	+
5	F-CH/D-CH	F	F-CH	F-CH	a/p	
6	D-CH	CH-D	D-CH	D-CH	a/p	
7	F-CH	D	D	D	p	+
8	F-CH	F	F-CH	F-CH	p	+
9	F-CH	F	F-CH	F-CH	p	
10	F-CH	CH-D/F	D-CH	D-CH	a/p	
11	D	D	D	D	p	+
12	F-CH	F/CH-D	D-CH	D-CH	a/p	
13	D	D	D	D	p	
14	versch.	F/E/CH-D	AU/D-CH	D-CH/versch.	a/p	
15	F-CH	F/D	D	D	p	
16	D-CH	CH-D	D-CH	D-CH	a/p	
17	F-CH	F	D-CH/F-CH	D-CH/F-CH	p	
18	D-CH	CH-D	D-CH	D-CH	a/p	
19	F-CH	D/F	D/N	D/N	-	
20	versch.	D	A	A	p	

Legende:

A: Österreich
a: aktive Beherrschung
AU: Australien
CH-D: Schweizerdeutsch
CSFR: Tschechoslowakei
D: Deutsch/Deutschland
D-CH: Deutschschweiz

F-CH: Französischsprachige Schweiz
F: Französisch/Frankreich
I: Italien
N: Norwegen
p: passive Beherrschung
versch.: verschiedene
+: vorhanden
-: nicht vorhanden

⁴ Von 30 (anonymen) Fragebogen sind 20 ausgefüllt zurückgeschickt worden, auf deren Daten ich mich im folgenden beziehe. Zitate werden mit der entsprechenden Nummer ausgezeichnet (vgl. Tabelle).

Die Tabelle enthüllt den überaus hohen Anteil an Studierenden mit einer deutschen oder deutschschweizerischen Familiengeschichte, was für die Stadt Genf an sich nichts Ungewöhnliches ist: die internationalen Organisationen ziehen ein internationales – auch ein deutschsprachiges Publikum an. Die familiären Bezüge dürften bei entsprechenden Begabungen ein Germanistik-Studium geradezu nahelegen, da die damit verbundenen deutschen Sprachkenntnisse, die sicher über jene der rein Frankophonen hinausgehen, für diesen Fachbereich als erfolgversprechend eingestuft werden. Aus dem Kollegenkreis am Deutschdepartement werden denn auch Teilnehmerzahlen von Lehrveranstaltungen genannt, die bei 10% «reinen» Frankophonen mit französischsprachiger Lebensumgebung und französischsprachiger Schule und 20% «reinen» Germanophonen mit deutschsprachiger Umgebung und deutschsprachiger Schule liegen. In den dialektologischen Veranstaltungen liegt also offenbar der Anteil der Studierenden mit ausschliesslich französischsprachigem Hintergrund im Genfer Durchschnitt, während der Anteil der Studierenden mit deutscher oder gar schweizerdeutscher Prägung deutlich höher ist.

Die Genfer Germanistik-Studenten in diskrete Gruppen von Germanophonen und Frankophonen einteilen zu wollen, ist nicht nur unmöglich, sondern würde auch den vielschichtigen sprachlichen Lebensgeschichten nicht Rechnung tragen. Die internationale und interregionale familiäre Herkunft und die damit verbundenen komplizierten Sprachbiographien vieler Studierender, die unterschiedliche sprachliche Fähigkeiten in mehreren Sprachen zur Folge haben, lassen die Frage nach der sogenannten Muttersprache⁵ problematisch erscheinen, weil der Begriff verschieden interpretiert werden kann: einerseits wird darunter diejenige Sprache verstanden, die tatsächlich zuhause – mit der Mutter – gesprochen wird und wahrscheinlich als erste erworben worden ist, andererseits aber auch als jene Sprache, die am besten beherrscht wird. Da nicht nur nach der Muttersprache, sondern auch nach dem Gebrauch verschiedener Sprachen und Sprachformen gefragt wurde, kann der Stellenwert der als Muttersprache bezeichneten Sprache jedoch einigermaßen eingeschätzt und vorsichtig als ein Hinweis auf die sprachliche Identität der Studierenden interpretiert werden.

Es scheint mir bemerkenswert, dass für 15 Studierende, d.h. auch für solche, die im französischsprachigen Gebiet aufgewachsen sind, das Deut-

5 Den Begriff Muttersprache gibt beispielsweise WODE, Henning (1988): *Einführung in die Psycholinguistik*, Ismaning, Hueber, zugunsten der klareren Unterscheidung von Erst- und Zweitsprache(n) auf, die sich auf den rein zeitlichen Aspekt des Erwerbsprozesses beziehen und die Frage nach dem Grad der Beherrschung ausklammern.

sche (oder wie oftmals auch vermerkt: das Schweizerdeutsche⁶) Muttersprachen-Status hat, der eine besondere gefühlsmässige Affinität zu dieser Sprache mit sich bringt, die aber nicht mit einem bestimmten Grad der Sprachbeherrschung korrelieren muss. Die familiäre Herkunft scheint sich in den meisten Fällen aber entscheidend auf die sprachliche Identitätsfindung auszuwirken.

Die Hälfte aller Studierenden verfügen ihrer eigenen Einschätzung nach über aktive und passive Kompetenz des Schweizerdeutschen und bis auf eine Studentin (19) trauen sich alle Dialektverständnis zu. Interessant ist auch, dass bei einigen Dialektologie-Interessierten ein Bezug zu anderen nicht-alemannischen Dialekten vorhanden ist. Student 8 verfügt gar über Kenntnisse des französischen Patois seines Heimatdorfes. Solche Voraussetzungen bringen natürlich nicht alle Genfer Germanisten mit. So fragt es sich, ob die Dialektkompetenz von den Teilnehmenden als unabdingbare Voraussetzung für den Kursbesuch angesehen wird⁷ und die Dialektunkundigen sich aus diesem Grunde die Dialektologie nicht zutrauen wollen, oder ob der persönliche Dialektbezug erst die grundlegende Motivation für die Teilnahme bildet.

Alle Studierenden verfügen über eine aktive und passive Kompetenz der deutschen Standardsprache, einige sind jedoch in einem Lernerstadium begriffen, da Deutsch für sie eine nicht voll ausgebaute Erstsprache oder eine Fremdsprache ist. Entsprechend unterschiedlich sieht die deutsche Sprachpraxis der Studierenden aus: einige sprechen in ihrer Familie Standarddeutsch, andere bloss im universitären Unterricht – unter sich sprechen die Studenten und Studentinnen Französisch. Jene, die zuhause Schweizerdeutsch sprechen, haben ihren Zugang zum Standarddeutschen durch den schulischen Fremdsprachenunterricht erworben, und so kommt es auf den ersten Blick zur etwas ungewohnten, in Genf aber durchaus üblichen Begebenheit, dass diese Studenten zwar kompetente Dialektsprecher sind,

6 Für die im französischen Sprachgebiet aufgewachsenen Töchter und Söhne von Deutschschweizern, die quasi ohne überdachende Standardsprache aufgewachsen sind, ist umso zutreffender was Roland RIs (1990, 43) in bezug auf die übrigen Deutschschweizer festhält: «Es ist (. . .) müssig, jemanden, dessen Sprachlichkeit und sprachliche Selbstbegegnung sich ganz in der Mundart vollzieht, belehren zu wollen, er hätte Hochdeutsch gefälliger auch als ‚Muttersprache‘ zu betrachten.» (Ri, Roland [1990]: «Diglossie und Bilinguismus in der deutschen Schweiz: Verirrung oder Chance?» In: VOUGA, Jean-Pierre [Hrsg.]: *La Suisse face à ses langues*. Aarau, Sauerländer.)

7 Nach drei Semestern Unterrichtstätigkeit an der Universität Genf bin ich von einer Studentengruppe gebeten worden, im kommentierten Vorlesungsverzeichnis ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, dass die Unterrichtssprache in den dialektologischen Veranstaltungen nicht etwa Schweizerdeutsch sei, damit sich auch vermehrt Frankophone angesprochen fühlten.

jedoch nicht Schweizer Hochdeutsch mit seiner charakteristischen lautlichen Färbung sprechen, sondern eine Variante mit französischem Akzent.

3. Motive für einen Kursbesuch

Dass sie ihre praktische/aktive (!) Dialektkompetenz erweitern möchten, gaben 2 Studierende als Motiv für ihren Besuch von Dialektologie-Veranstaltungen an (Studenten 4, 8). Einige drücken explizit aus, dass sie persönlich motiviert seien – entweder dadurch, dass sie selber Dialektsprecher sind oder Kontakte mit Deutschschweizern haben. 10 Studierende geben zusätzlich oder ausschliesslich linguistisches Interesse an, wobei im letzteren Fall dieses Interesse gerade durch persönliche Beziehung zum Schweizerdeutschen bedingt sein kann (bei 3 Studierenden werden beide Motive genannt). 5 Studierende erhofften sich von der Dialektologie eine Alternative zum üblichen Linguistik-Programm. Mit Dialektologie verbinden sich offensichtlich die Vorstellungen einer besonderen Linguistik: «Der Wunsch und die Hoffnung, etwas ‚andere‘ Linguistik-Veranstaltungen zu besuchen, weniger technisch, mehr ‚terre-à-terre!‘» (Studentin 15)- wenn schon die Dialekte «volkstümlich» sind, dann auch ihre wissenschaftliche Behandlung! Das Vorurteil der «volkstümlichen Wissenschaft» schlägt sich wahrscheinlich auch darin nieder, dass 4 Studierende in der Dialektologie ein geeignetes, leicht zu bewältigendes Prüfungsthema sehen.

Bei jenen Studierenden, bei denen von einem weitgehend frankophonen Hintergrund ohne familiären Bezug zur Deutschschweiz ausgegangen werden kann, sind einige motiviert durch die persönliche Begegnung mit Deutschschweizern; jener Student, der durch seine Patois-Kenntnisse in bezug auf Dialekte positiv disponiert ist, will seine bereits vorhandenen Dialektkenntnisse verbessern.

Die familiäre Herkunft, die Sprachbeherrschung des Deutschen und seiner Varietäten, die privaten Kontakte mit Deutschschweizern und die sich daraus entwickelnden Haltungen scheinen ein wechselseitiges Bedingungsgefüge zu konstituieren, das den Anstoss zu einem Germanistik-Studium gibt und bei besonders günstigen Konstellationen gar zur Dialektologie animiert. Sind (Vor-)Urteile zum Dialekt vorhanden, so sind diese eher als positiv zu veranschlagen (mit einer Ausnahme). Studierende mit einer expliziten Dialektabneigung (es gibt sie unter den Genfer Germanisten) sind – wie nicht anders zu erwarten – nicht motiviert, sich dialektologische Kenntnisse anzueignen, selbst dann nicht, wenn diese im Ruf stehen, besonders prüfungsgeeignet zu sein.

Dieses Fazit stimmt nicht gerade optimistisch – weil man sich nichts so sehr wünschte, als dass Studenten, die gegenüber der Dialektologie resp.

gegenüber Dialekten indifferent oder abgeneigt sind, durch die Aneignung dialektologischen Wissens Vorurteile abbauen könnten. Für die Dialekte der Schweiz dürfte ja zutreffen, was Gottfried KOLDE (1989, 56)⁸ für die Fremdsprachen annimmt: «Fernerhin ist es immerhin vorstellbar, dass sich eine grössere Vertrautheit mit einer Fremdsprache im gleichen, ‚entpolarisierenden‘ Sinne auf die Spracheinstellungen auswirkt: Abbau negativer Wertungen, soweit diese auf der Fremdheit der betreffenden Strukturen beruhen, Verstärkung der positiven durch Erfolgserlebnisse.»

4. *Der fachliche Gewinn aus Dialektologie-Kursen*

Die fachlichen Erkenntnisse, den die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Kursen gewonnen haben, ist unterschiedlich und hängt erwartungsgemäss vom engeren Thema ab. Bei den eher systemlinguistisch orientierten Veranstaltungen notieren 6 Teilnehmende, dass sie die – offenbar nicht erwartete – Verschiedenheit schweizerdeutscher Dialekte zur Kenntnis genommen haben. Gleichviele geben an, durch die Dialektologie-Kurse die Systemhaftigkeit schweizerdeutscher Dialekte kennengelernt zu haben. Ferner werden die generelle Vertrautheit im Umgang mit dialektaler Variation, die Kenntnisnahme der wissenschaftlichen Literatur und der Zugriff zu wissenschaftlichen Hilfsmitteln genannt.

5 Teilnehmende an den pragmatisch orientierten Kursen geben an, die besondere Diglossie-Situation in der deutschen Schweiz kennengelernt zu haben, andere schreiben, dass sie Einsichten in die Problematik der Dialektschreibung gewonnen haben und mit der Problematik der Sprachpflege konfrontiert worden sind. Eine Studierende gibt an, mit den dialektologischen Fachbegriffen vertraut geworden zu sein und schliesslich sehen zwei Studierende ihren fachlichen Gewinn darin, die historische Entwicklung der schweizerischen Sprachverhältnisse kennengelernt zu haben.

Was den genannten Erkenntnisgewinn bei den systemorientierten Themen betrifft, so kann man daraus den Kenntnisstand vor dem Besuch der Veranstaltung rekonstruieren: viele scheinen mit der Vorstellung eines relativ einheitlichen Schweizerdeutschen gelebt zu haben und einige haben sich bis zur Kursteilnahme offenbar kaum Gedanken darüber gemacht, dass auch mündlich tradierte Varietäten linguistischen Systemcharakter haben, den

8 KOLDE, Gottfried (1989): «Spracheinstellungen. Probleme und Forschungsergebnisse die schweizerische Sprachsituation betreffend.» In: *Materialienband zum Schlussbericht der Arbeitsgruppe zur Revision von Artikel 116 der Bundesverfassung*. Bern, Schweizerische Bundeskanzlei.

sie bis jetzt offensichtlich nur dem «bon allemand» zugeschrieben haben. Gerade dieser Lerneffekt scheint mir äusserst wichtig zu sein: werden die Dialekte zumindest linguistisch als den Standardvarietäten gleichwertig betrachtet, kann der Dialektabwertung in einem ersten Schritt die rationale Grundlage entzogen werden⁹.

Bei den pragmatischen Themen ist die Kenntnis des Sprachformengebrauchs in der deutschen Schweiz elementar: die Studentin (17) schreibt, ihr sei die emotionale Bedeutung klar geworden, die die Dialekte für die Deutschschweizer hätten. Wie wichtig wäre dieses Wissen gerade für jene Romands, die die deutschschweizerische Mundartwelle gerne als Bedrohung und böswillige Arroganz der Deutschschweizer gegenüber ihren anderssprachigen Miteidgenossen interpretieren!

5. Spracheinstellungen

Über Spracheinstellungen, die sich schwer von Einstellungen gegenüber Sprechern auseinanderhalten lassen, gibt es unterschiedliche wissenschaftliche Auffassungen, die sich auch in unterschiedlichen Erhebungsmethoden niederschlagen¹⁰. Welche theoretische Konzeption von Spracheinstellungen man auch immer hat, Einigkeit besteht darüber, dass sich Einstellungen entscheidend auf die Verständigungsprobleme von Individuen auswirken.

Über die Stabilität von Spracheinstellungen ist wenig bekannt – psychologische Erwägungen lassen es aber einigermaßen plausibel erscheinen, dass die Beschäftigung mit einer Sprache die Einstellung zu ihr ändern kann – je grösser das Wissen, desto differenzierter das Urteil. Man kann also vorsichtig veranschlagen, dass die Beschäftigung mit der Dialektologie Einstellungsänderungen bei den Studierenden zur Folge haben kann.

Auf den Fragebogen ist nach Einstellungsveränderungen durch den Kursbesuch explizit gefragt worden, ohne Zweifel eine untaugliche Methode, um Haltungen und Haltungsveränderungen gültig erheben zu können. Die Antworten geben höchstens einen Eindruck davon, wie die Studierenden ihre Dialekt-Disposition subjektiv einschätzen oder allenfalls öffentlich darstellen möchten.

9 Mögliche Zusammenhänge zwischen Wissen und Einstellungen werden problematisiert von AMMON, Ulrich (1983): «Soziale Bewertung des Dialektsprechers: Vor- und Nachteile in Schule, Beruf und Gesellschaft». In: BESCH, Werner (Hrsg.): *Dialektologie*. Berlin, de Gruyter.

10 Vgl. DITTMAR, Norbert (1980): *Soziolinguistik*. Frankfurt, Athenäum.

7 Studierende glauben von sich, ihre Einstellung durch die Kurse nicht verändert zu haben, 4 meinen, jetzt eine (noch) positivere Einstellung zu haben. Erhöhte Aufmerksamkeit und gesteigertes Interesse an Dialekten, die jetzt positive Beurteilung der Mundartwelle, die Achtung der emotionalen Bedeutung der Dialekte für die Deutschschweizer werden im weiteren genannt, als auch die Wahrnehmung der Schwierigkeiten, die die Romands im Umgang mit dem Dialekt bekunden (Studentin 16!). Einige geben auch Fachwissen an, dass offenbar zu Einstellungsänderungen geführt hat, nämlich die Wahrnehmung von Regeln und Strukturen, die Vielfalt der Dialekte und die historischen und soziologischen Kenntnisse.

Ein einziges Urteil einer Studentin mit bundesdeutsch-norwegischer Familiengeschichte dokumentiert eine auch nach zwei dialektologischen Veranstaltungen reservierte Haltung gegenüber den Dialekten: «[ich muss] leider auch zugestehen, dass mir persönlich Schweizerdeutsch als Sprache nicht besser gefällt als früher. Seit dem Kursbesuch verstehe ich es jedoch viel besser, und es würde mich interessieren, es wirklich zu verstehen.» (Studentin 19).

Insgesamt scheint sich die als Motivation notwendige positive Haltung gegenüber Dialekten durch die Wissensvermehrung eher noch verstärkt resp. eine neue Dimension bekommen zu haben: was bis jetzt eine gefühlsbesetzte Familiensprache war, ist zu einem linguistisch vollwertigen Untersuchungsgegenstand geworden, hat also eine Aufwertung auf der rationalen Ebene erfahren.

6. Impressionen zum Normverständnis der Genfer Studierenden

Im folgenden seien einige mehr impressionistische Beobachtungen erlaubt, die ich zur Haltung der Studierenden gegenüber sprachlicher Normen machen konnte, und die mir vorallem deswegen aufgefallen ist, weil sie sich doch stark von der Haltung der (vorallem deutschschweizerischen) Studenten in Freiburg unterscheidet, die mir auch aus der Unterrichtserfahrung bekannt sind.

Auf dem Niveau der Standardsprache werden die nationalsprachlichen Eigenheiten kaum zur Kenntnis genommen. Helvetismen beispielsweise verlieren trotz meinen didaktischen Bemühungen ihren Fehlerstatus nicht oder werden zumindest gegenüber bundesdeutschen Varianten als zweitrangig eingeschätzt¹¹. Was die dialektale Variation betrifft, so ist ein Unter-

¹¹ Inwiefern diese Haltung auch mit dem Deutsch-Lehrmittel des schulischen Fremdsprachenunterrichts zusammenhängen könnte, kann hier nicht beantwortet werden, da die entsprechenden Fragen nicht gestellt worden sind. Immerhin ist denkbar, dass der Deutschun-

schied festzustellen zwischen jenen, die im Elternhaus mit Dialekten in Berührung gekommen sind und solchen, denen diese Erfahrung und entsprechend das linguistische und sprachpragmatische Wissen fehlt. Bei der Gruppe der Schweizerdeutsch-Kenner ist eine positive Einstellung zum Dialekt festzustellen («ich spreche zu Hause Schweizerdeutsch und bin sehr stolz darauf» [Studentin 10]), die sich auch in einer romantisierenden Vorstellung vom Wesen des Dialekts äussern kann: «Er [der Dialekt] ist der alte Zustand einer Sprache, die speziell für eine Gegend ist. Er drückt die geheimen Gefühle eines kleinen Volkes aus»¹². Diese Einstellungen zeigen, dass die durchaus positiven Haltungen nicht mit jenen der «echten» Deutschschweizer übereinstimmen müssen. Das manifestiert sich auch besonders deutlich darin, dass bei Studierenden, die trotz Deutschschweizer Eltern kaum Kontakte zur Deutschschweiz haben, eine auffällige Unsicherheit über die funktionale Reichweite und den Ausbaugrad des Dialekts besteht, den sie sozusagen bloss als «Hausprache» kennen, und etwa die Meinung besteht, «(. . .) dass dieses [sic!] Dialekt nicht präzis genug ist, um zum Beispiel über Philosophie oder höhere Sachen sich zu unterhalten.»¹³ Selbst diese Studenten und Studentinnen mit deutschschweizerischer Familientradition drücken Verwunderung darüber aus, dass der Dialekt über den rein informellen Rahmen hinaus seine Geltung hat: die heute realisierte Sprachformenverteilung wird mit einigem Befremden zur Kenntnis genommen. Dialektsprechen in formellen Kontexten wird als ungünstig beurteilt.

Beinahe einhellig ist in beiden Gruppen die Meinung über den linguistischen Status der Dialekte: «. . . also schon mal die Grammatik ist nicht da (. . .) und da gibt es keine Regeln und einfach *der* Butter»¹⁴. Nach Meinung der Studierenden ist innerhalb des Deutschen allein «le bon allemand» regelhaft, alles andere ist (beinahe) willkürliche Heterogenität¹⁵.

Diese sprachlichen Haltungen, die sich immer wieder und bei verschiedensten Gelegenheiten manifestieren und sich in ihrer Vehemenz von

terricht mit dem Lehrmittel «Vorwärts», das in den 70er Jahren in den Genfer Schulen üblich war und den schweizerischen Eigenheiten keine Beachtung schenkt, sich nicht gerade förderlich auf eine positive Rezeption regionaler Spracheigentümlichkeiten auswirkt.

12 Zitat aus einer Seminararbeit mit dem Thema: *Das Phänomen der Palatalisierung im Walliserdeutschen* (Wintersemester 1990/91).

13 Siehe Anmerkung 1.

14 Siehe Anmerkung 1.

15 Im Gegensatz dazu existiert bei Deutschschweizern die Vorstellung einer «reinen» Mundart, die die Regelmässigkeit dialektaler Ausprägungen bejaht, aber eine derart strikte Norm ansetzt, dass sozusagen alle real existierenden Dialektausprägungen als Abweichungen klassifiziert werden können. Das Urteil über die heutigen Dialekte nähert sich – allerdings von einem anderen Standpunkt her – demjenigen der Romands: was heute gesprochen wird, gilt als nicht (mehr) regelgerecht, verwaschen, ein willkürlicher Mischmasch.

deutschschweizerischen Sprachhaltungen unterscheiden, schreibe ich der schulischen, d.h. frankophonen Spracherziehung zu¹⁶, die sich offenbar auch auswirkt auf die Rezeption anderer Sprachen und anderer Sprachformenverteilungen: es scheint so zu sein, dass frankophon Eingeschulte, unabhängig von ihrer Erstsprache, die Verhältnisse der deutschen Sprache quasi durch einen frankophonen Filter beurteilen.

Das sprachliche Normverständnis, das durch das Französische vermittelt wird, scheint anders zu sein als das entsprechende deutsche oder gar schweizerdeutsche Gegenstück. Im deutschen Sprachraum kann von plurizentrischen nationalen Varietäten ausgegangen werden, die bereits Variation auf der Ebene der Standardsprache vorsehen¹⁷. Auch regionale Variation auf der kleinräumigen Ebene der Dialekte ist im deutschen Sprachraum präsent: Dialekte haben im Süden sogar einen anerkannt hohen Status und eine grosse Anwendungsbreite; in nördlichen deutschen Gebieten ist der Dialekt als funktional eingeschränkte Familiensprache erhalten geblieben. Eine derartige Präsenz sprachlicher Variation fehlt im französischsprachigen Raum, wo von einer monozentrischen Standardsprache und beinahe inexistenten Dialekten ausgegangen werden kann. Für das Französische kann sich sehr wohl die Norm des einzig Richtigen herausbilden, obwohl nicht übersehen werden darf, dass seit den siebziger Jahren auch im französischsprachigen Raum Grundsatzfragen gestellt worden sind und in der Diskussion eine gewisse Liberalisierung eingetreten ist¹⁸, die beispielsweise Helvetismen nicht mehr negativ sanktioniert: «In der jüngsten Zeit hat immerhin die Tendenz zum Regionalismus einige Besonderheiten aufgewertet (Akzente, Wendungen, Spezialwörter), die sich nur schwer in einer generalisierten Standardsprache behaupten können.»¹⁹

7. Schlussbemerkungen

Die meisten Studierenden des Deutschdepartementes gehen nach ihrem Studienabschluss in den Schuldienst und unterrichten Deutsch als Fremd-

16 Der schulische Sprachunterricht – insbesondere die Begegnung mit der Schriftlichkeit – bringt den ersten und offenbar sehr entscheidenden Kontakt mit einer expliziten Sprachnorm; vgl. LIST, Gundula (1981): *Sprachpsychologie*. Stuttgart, Kohlhammer.

17 Vgl. dazu POLENZ, Peter VON (1988): «„Binnendeutsch“ oder plurizentrische Sprachkultur?» In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 16, 198–218.

18 Vgl. KNECHT, Pierre (1990): «La Suisse et la francophonie de demain.» In: VOUGA, Jean-Pierre (Hrsg.): *La Suisse face à ses langues*. Aarau, Sauerländer.

19 *Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz. Abklärungen, Vorschläge und Empfehlungen einer Arbeitsgruppe des eidgenössischen Departementes des Innern*. (1989) Bern, Schweizerische Bundeskanzlei.

sprache, vermitteln also Kenntnisse der deutschen Standardsprache. Dass es mit der blossen Vermittlung dieser Sprache nicht getan ist, sondern die Schülerinnen und Schüler sowohl etwas über die Sprecher dieser Sprache als auch über deren Sprachgebrauch erfahren sollten, versteht sich im modernen Fremdsprachenunterricht von selbst. Was die deutsche Sprache betrifft, so darf sicher und gerade in der Schweiz das Thema der sprachlichen Variation nicht fehlen: der Deutschunterricht sollte nicht das Bild vermitteln, als bestände der Unterschied zwischen deutschem und französischem Sprachgebiet nur darin, dass in unterschiedlichen Zungen gesprochen würde. Der Deutschunterricht kann ja geradezu als Chance genutzt werden, andersartiges Sprachleben, unterschiedlichen Umgang der Menschen mit ihrer Sprache kennenzulernen. Es geht keineswegs darum, einem Dialektunterricht innerhalb des Fremdsprachenunterrichts das Wort zu geben, sondern darum, dass im Deutschunterricht die Frage der sprachlichen Variation und deren Stellenwert für die Sprecher thematisiert wird. Das notwendige Wissen um diese Problematik sollen sich die zukünftigen Deutschlehrerinnen und -lehrer in ihrer Ausbildung holen können: in dialektologischen und soziolinguistischen Veranstaltungen. Gerade weil eine ganze Reihe von schweizerischen Problemen gerne mit der Sprachenfrage verquickt wird, ist eine sachliche Diskussion um die Mundartenfrage dringend notwendig, oder um es mit einer Studentin zu sagen: «Die besondere Stellung der Sprache in der Schweiz erlaubt interessante Fragestellungen auf linguistischer und politischer Ebene. (. . .) Ich wusste nicht viel über schweizerdeutsche Dialekte und fand, dass ein Minimum an Kenntnissen wichtig ist, wenn man in der Schweiz wohnt, Standarddeutsch beherrscht und unterrichtet.» (Studentin 19) Dass sich an der Universität Genf nicht alle Germanisten für dialektologische oder soziolinguistische Fragen interessieren, ist natürlich schade. Als Motivation und Legitimation für den universitären Unterricht in alemannischer Dialektologie bleibt die Hoffnung, dass dieses Grüpplein von 30 Studierenden – mit dialektologischem Wissen gewappnet – zu Lehrerinnen und Lehrern werden, die ihre Schüler und Schülerinnen von konflikterzeugenden Vorurteilen befreien können und damit zu einem friedlichen schweizerischen Sprachleben beitragen können.

Département de langue et
littératures allemandes
Université de Genève

HELEN CHRISTEN